

hatten wir auch nicht mehr so viel unter Kälte zu leiden. Doch sank bei Nacht das Thermometer stets bis mindestens -26° .

Am 11. Februar hatten wir auf unserer Route einen 2 km breiten und sehr hohen und steilen Moränenwall zu queren, aus dem zwischen rötlichen, lockeren Sanden viele kubikmetergroße, runde Granitblöcke herausragten. Von diesem Wall, der — soweit ich die riesenhaften Verhältnisse bei dem immer noch anhaltenden Dunst und Nebel überblicken konnte — die linke Seitenmoräne einer einstigen, über 100 km von West nach Ost ziehenden Gletscherzunge darstellt, gelangt man in die breite Wa yung oder Tsa ge yung, eine Westostebene, die ein kleines Flößchen beherbergt, das später in den Re tschü fließt. Dieser vereinigt sich mit dem Ser tschü und geht endlich im Lande der Horkurma an dem von den Tibetern Re tschü warma, d. h. Mündung des Re tschü (Bergwasser), genannten breiten Sumpftal in den Hoang ho. Die Wa yung war an der Stelle, wo unser Weg sie kreuzte, über 4 km breit und bildete eine kostbare Grasebene, die nur von Kyang, Antilopen und Wildyak berührt war. Die Karawane sammelte hier von elf Uhr morgens an neue Kräfte. Um zehn Uhr bereits war unser Vortrupp mit dem Be hu am neuen Lagerplatz eingetroffen und hatte mit dem Kochen des zweiten Morgentees begonnen. Hierbei gab es ein kleines Unglück. Die Reiter waren wohl durch den Schnee der letzten Tagesmärsche leichtsinnig gemacht worden. Dieser war in der offenen Wa yung, obwohl die Sonne nicht ein einziges Mal durch die Wolkenhaube hatte dringen können, vollständig verdunstet, als ob die hellen Lichtstrahlen schon zu dieser Arbeit genügend wären. Das dichtstehende braune Wintergras wogte wie ein Frühlingskornfeld in dem strammen Westwind. Plötzlich begnügte sich aber die Glut eines Teefeuers nicht mehr mit dem kümmerlichen Argol, leckte lieber gierig nach den nächsten Grashalmen, eine neue Bö half ihr weiter und das Zelt meiner Freunde stand in hellen Flammen. Mit Mühe nur retteten wir die Sättel, die Gewehre, Pulver und Patronen. Ein Feuerzügelchen hatte aber doch schon naseweis über den Pfannenrand einer Luntenflinte schnalzen müssen, bautz! ging ein Schuß los und eine Kugel drang in das Bein eines Maultiers, das unweit graste. Ein Glück war es, daß die Kugel an einer Schnalle ihre beste Kraft verloren hatte. Der wilde West breitete das Feuer lawinenartig weiter aus und bald war die ganze untere Wa yung von Feuer und Rauch erfüllt. Der Präriebrand erlosch erst spät in der Nacht, nachdem er irgendwo ganz weit in der Ferne auf nackten Fels und Schneefelder gestoßen war und da und dort noch die umliegenden Höhen geschwärzt hatte. Die Kyangrudel und Wildyakherden waren vieler hundert Kilometer Weide beraubt. Auch der Schaden des Be hu war ziemlich groß. Er schalt aber keinen seiner Leute. Fatalistisch, „unregsam“ (wu wei übend [s. Bd. I, S. 6]) ergab er sich in das Geschehene.

Von der Wa yung ging es genau südwestlich, ganz schwach ansteigend, ein breitsohliges Seitental hinauf. Immer spärlicher wurde die Pflanzendecke, immer schlimmer die Lage für die Tiere, täglich bezahlte die Karawane den Fortschritt mit einigen ihrer Yak. Wenn solch ein schwarzer, zottiger Ochse sich nur noch mühsam über die glatten, runden Höcker der Naka fortschleppte, endlich es aufgab, seinen Kameraden nachzueilen, erschöpft stehen blieb und auf die Aufforderung der Treiber mit den Hörnern Antwort gab, nahmen ihm seine Herren wortlos den Sattel ab und schnitten ihm rasch die langen Schwanz- und Mähnenhaare dicht an der Wurzel ab. Keiner kümmerte sich dann mehr